

Jugend schreibt



Schöner Wohnen

Fußbodenheizung unterm Gneisboden: Ein Mann restauriert Häuser.

Von massiv bis schlicht: ein Schweizer Schreiner.

Stausee gegen Feuer: ein Paar in Australien.



Illustration Moni Port

„Holz ist etwas Warmes, etwas Feines“

Giovanni Battaglias ist seit 40 Jahren Schreiner und mag bis heute die Vorstellung, etwas selbst herzustellen

Badezimmermöbel, Küchenmöbel, Einbauschränke, Eckbänke und ab und zu die ein oder andere Tür – solches zu fertigen ist Giovanni Battaglias' Beruf. Der 56-Jährige sitzt in seinem Büro an seinem großen Schreibtisch und trägt ein rotes Hemd und Brille. Hinter ihm steht ein breiter, weißer Schrank mit grauen Verzierungen. „Selbst gemacht genau wie der Tisch“, erzählt er stolz. Der groß gewachsene und schlanke Mann ist nämlich Schreiner, und das schon seit fast 40 Jahren.

Schreiner werden wollte er schon immer, erzählt er. Nachdem er als Jugendlicher mit 15 Jahren die obligatorische Schule abgeschlossen hatte, schickten ihn seine Eltern zwar zuerst auf eine private Handelsschule in Rapperswil am Zürichsee, doch schon nach einem halben Jahr merkte er, dass das nichts für ihn war. Also begann er nach Abschluss der Handelsschule im April 1982 seine Lehre als Möbelschreiner in Einsiedeln in der Innerschweiz, damals nur wenige Meter von zu Hause entfernt. „Mich faszinierte die Vorstellung, etwas selbst herstellen und meine Fantasie benutzen zu können.“ Vier Jahre später schloss er seine Lehre ab und fing auch gleich an, in einer Werkstatt in Einsiedeln zu arbeiten. Dort arbeitet er noch heute zusammen mit 14 weiteren Arbeitern.

Von seinem Büro bis zur Arbeit sind es nur wenige Minuten, und manchmal nimmt er auch sein Velo, um dorthin zu gelangen. Die Werkstatt ist klein, hat hohe weiße Wände und einen grauen Boden. Mittendrin, vor einem weißen Regal, steht seine Hobelbank. An der arbeitet er am meisten. Das Regal ist gefüllt mit vielen kleinen Schachteln voller Schrauben, Nägeln und anderen Beschlägen, die er für seine Arbeit braucht. In der unteren linken Ecke bewahrt Giovanni ein kleines, weißes Radio auf. Mit diesem hört er Musik und Nachrichten. Etwas hinter der Hobelbank steht ein weiß lackierter Tisch, auf dem sich Holzplatten türmen. Weiter hinten sieht man eine schmale Arbeitsfläche mit einigen Schubladen, auf der eine Kippfräse steht.

Jede Woche von Montag bis Freitag arbeitet Giovanni hier, und jede Woche

gibt es neue Aufträge, die er erledigen muss. Sein Arbeitstag beginnt um sieben Uhr morgens und endet um 17 Uhr. Er arbeitet mit einem Wochenplan. Dort ist alles aufgelistet, was er zu erledigen hat. Er fertigt Arbeiten, die nicht in Serie produziert werden können, wie zum Beispiel Möbel, die an eine Dachschräge angepasst werden müssen.

Als Erstes muss er dafür einen Plan machen, danach schneidet er die Teile dafür zu, verarbeitet sie weiter, entfernt zum Beispiel eventuelle Kanten und fräst Löcher im Holz mit einer computergesteuerten Maschine, einer Handoberfräse oder einem Bohrer weg, und zum Schluss baut er die Teile zusammen. Auf die Frage, was Herausforderungen in seinem Beruf seien und ob ihm schon Fehler unterlaufen sind, antwortet er: „Wo gearbeitet wird, passie-

ren Fehler. Ab und zu muss man etwas verbessern oder einzelne Teile neu machen. Aber man kann aus ihnen lernen.“ Weiter erzählt er: „Manchmal haben Kunden ganz spezielle Wünsche oder wollen ein Möbelstück, das ich noch nie gemacht habe, und dann muss ich mir überlegen, wie ich es jetzt am besten hinkriege.“

In den vier Jahrzehnten, in denen er schon Schreiner ist, habe sich der Beruf weiterentwickelt, sagt er. Der Stil ist moderner geworden. Während früher Möbel aus Massivholz gefragt waren, stellt er heute mehr schlichte, glänzende und farbig gespritzte Möbel her. Es habe sich auch vieles automatisiert. „Wenn man zum Beispiel einen runden Tisch will, kann das heute eine Maschine machen, aber früher kriegte ich eine Spanplatte, und dann hieß es: So, jetzt mach es rund. Am Schluss sah

Die mächtige Gewölbedecke der Eingangshalle ist Ehrfurcht einflößend. Aus dem Nebenzimmer ist immer wieder ein Kratzen und dann ein dumpfes Platschen zu hören. Rolf Heusser ist gerade dabei, den Kamin der ehemaligen Küche des Palazzos wiederaufzubauen. Heusser, der in Stäfa am Zürichsee aufgewachsen ist, hat ein Faible für alte Gebäude entwickelt. Angefangen hat alles um die Jahrtausendwende im benachbarten Männedorf, als dort die Alte Schmitte, das älteste erhaltene Gebäude des Ortes, restauriert werden sollte. „Das Haus war in einem so maroden Zustand, dass ein Kaufinteressent nach dem anderen abgesprungen ist, und so konnte ich das alte Gebäude sehr günstig erstehen. Ich hatte gar nicht damit gerechnet, den Zuschlag zu

Zementsäcke im Palazzo

Ein Ofenbauer vom Zürichsee beherrscht alte Handwerkstechniken und restauriert historische Häuser. Die muss man spüren, sagt er und widmet sich dem 1670 erbauten Palazzo Comacio.

In südlichsten Zipfel des Kantons Graubünden, dem Misox, liegt die Ortschaft Roveredo. Sie wird zerschnitten durch die Autobahn, eine Bausünde aus den 1960er-

Jahren. Man merkt schnell, dass die goldenen Jahre des Ortes längst vorüber sind. Hinter dem trostlosen Ort wird es wieder ländlicher. Bald erscheint der Kirchturm von San Giulio, dieser Ortsteil scheint trotz der Bauwut der letzten Jahrzehnte unbeschadet geblieben zu sein. Die Gassen werden immer schmaler und verwinkelter. Wo immer man auch hinschaut, sind nur alte Häuser zu sehen. Die kleinen Gärten sind liebevoll gepflegt, und da ist sie endlich, die Idylle, wie man sie sich in einem Dorf südlich des Alpenhauptkamms vorstellt. Am südlichen Ortsrand erhebt sich, wie falsch dimensioniert, der Palazzo Comacio. Der Grundriss ist quadratisch, die Wände sind so zurückversetzt, dass an den Ecken jeweils vier Türme entstehen, bei denen sogar noch die originalen Schießscharten zu sehen sind. Einzig über dem Eingangstor verrät ein altes, verblasstes Fresco, dass es sich um ein bedeutendes Gebäude gehandelt haben muss. Sonst ist alles schlicht, das Dach aus geschiefertem Gneis. Und die Fenster im Erdgeschoss sind vergittert.

Das große Tor steht offen, und überall sind Baugeräte, Eimer voll Schutt, große Bottiche mit aufgeschlammtem Kalk, Zementsäcke und Werkzeuge zu sehen.

bekommen, aber es war auch eine Herausforderung, die Böden waren durchgefault, und man musste aufpassen, dass man nicht ein Stockwerk tiefer landet“, erzählt er.

Gelernt hat Rolf Heusser den Beruf des Ofenbauers, dadurch kam er schon früh mit alten Handwerkstechniken und Materialien in Berührung. Als Ofenbauer kommt man zwangsläufig in die Situation, bei Restaurierungen mitzuarbeiten und dabei auch den Handwerkern anderer Gewerke auf die Finger schauen zu können. Allzu oft gefiel es ihm nicht, wie mit der alten Substanz umgegangen wurde, und so reifte die Entscheidung, ein Haus in Eigenregie restaurieren zu wollen, es selbst in die Hand zu nehmen und die Entscheidungen so zu treffen, wie sie stimmig für ihn sind. „Ich möchte die Authentizität wieder ins Haus zurückbringen, und das gelingt nur, wenn man sich in die damalige Zeit hineinversetzt.“

Bei der Arbeit trifft Rolf Heusser oft auf Spuren, die darauf hindeuten, wie zur Zeit, als das Haus erbaut wurde, gelebt wurde. Das ist für ihn elementar wichtig, denn nur wenn man sich in den Alltag, die Lebensweise von damals hineinversetzt, kann man das Haus in den originalen Zustand zurückbringen. „Manchmal denke ich, dass ich im falschen Jahrhundert geboren wurde“, merkt er nostalgisch an. „Ein altes Haus kann man nicht einfach restaurieren, mer muss es gespüren.“ Heusser trägt Arbeitshosen, die

Taschen gefüllt mit jeder Menge Werkzeug. Es scheint, als würde er immer lächeln. Bei der Arbeit ist ihm die Konzentration ins Gesicht geschrieben, wobei aber keine Spur von Stress zu erkennen ist. Die Hände sind gezeichnet von jahrelanger handwerklicher Arbeit. Wenn man beobachtet, wie Rolf Heusser den Mörtel auf dem Schamottstein verteilt, ist der Genuss bei der Arbeit nicht zu übersehen. Am liebsten möchte man selber eine Kelle in die Hand nehmen und mitmachen. Der ruhige Arbeitsfluss ist beeindruckend, und so wächst das Ofengewölbe stetig. Im Voraus wurde alles genau geplant und berechnet.

Der Palazzo Comacio ist nun schon das vierte Haus, das er renoviert hat. Während der Restaurierungsarbeiten teilt sich Rolf Heusser sein Zimmer mit seinen angestellten Handwerkern, zurzeit einem Fensterbauer.

Inzwischen sieht er sofort, wenn ein altes Haus betritt, was zu tun ist und mit welchem Aufwand, welchen Arbeitskräften zu rechnen ist. „Die, die die Arbeit verrichten, also die Handwerker, sollten die Gebäude besitzen, nicht die Banken“, sinniert er. Durch die unermüdete Restaurierung denkmalgeschützter Liegenschaften in den vergangenen 20 Jahren konnte er diesen Gedanken auch umsetzen. Neben der Alten Schmitte, für deren Restaurierung er prompt den Kulturpreis der Gemeinde Männedorf gewonnen hat, hat er noch eine Jugendstilvilla und das Pächterhaus in Männedorf in alten Glanz zurückversetzt. Die Restaurierungen erfolgen immer unter Rücksprache mit der Kantonalen Denkmalpflege.

Wenn das Haus dann fertig ist und er den nächsten verborgenen Schatz ausfindig gemacht hat, vermietet er es, um die nächste Restaurierung finanzieren zu können. Durch den Kontakt mit dem Denkmalpfleger wurde er auch auf den Palazzo Comacio aufmerksam gemacht. „Es handelt sich um den Sommersitz des bedeutenden Baumeisters Tommaso Comacio, der auch von San Giulio stammt. Er hat sich den Palazzo im Jahre 1670 erbauen lassen.“ Das mächtige Gebäude wurde im Lauf der Zeiten im Inneren immer wieder umgebaut. Die einschneidendste Veränderung geschah dann in den 50er-Jahren des vergangenen Jahrhunderts, als alle Stockwerke in jeweils zwei Wohnungen unterteilt wurden.

Fast alle Veränderungen und nachträglichen Einbauten wurden jetzt zurückgebaut, wobei die Bedürfnisse der heutigen Zeit nicht außer Acht gelassen werden. So versorgt der wiedererstandene Ofen auch gleich die Fußbodenheizung unter dem historisierenden Gneisboden. „In der Wärme des Ofens ist die Sonne des Sommers gespeichert“, sagt der 56-jährige Heusser schmunzelnd, und die braucht es auch, wenn man hier den Winter durchstehen möchte. Denn hier bleiben möchte er, der Palazzo ist inzwischen belebt, nicht mehr nur mit den Handwerkern und alten Freunden. Daher könnte es das letzte Haus sein, dem er wieder seine alte Identität zurückgebracht hat.

Tim Maurer, Kantonsschule Uetikon am See

arbeitet und nicht mehr bei ihnen wohnt. Zu Hause repariert er auch vieles allein, er stellt auch Möbel für sich und seine Familie her. Seine Veranda sowie seine Küchenmöbel hat er eigenhändig gebaut. Mit seiner Frau zusammen geht er auch gerne auf Reisen. Er war schon an vielen Orten auch außerhalb von Europa. „Bei unseren Reisen haben wir uns immer ein Stück weiter getraut“, sagt Giovanni Battaglias. Zuerst vor allem in Touristenziele, später auch in abgelegeneren Orte. Es gefällt ihm, neue Orte, Kulturen und Menschen kennenzulernen. Deswegen geht's in den Ferien auch meistens nicht ins Hotel. „Wir mieten lieber eine Wohnung und versuchen so zu leben, wie die Leute dort leben.“

Isabella Meyer, Kantonsschule Zürcher Oberland, Wetzikon



Illustration Moni Port

Beton statt Holz

Von Melbourne aufs Land: Ein Paar lebt als Selbstversorger

Wir haben dieses Grundstück für ungefähr den gleichen Preis gekauft, wie wir ein Haus in der Gegend, in der wir zuvor lebten, hätten kaufen können. Hier leben wir aber auf 40 000 Quadratmetern“, erzählt Sue Mitchell. Die 57-jährige Australierin verließ mit ihrem Mann vor wenigen Jahren Melbourne und zog etwa 50 Kilometer nördlich der Metropole aufs Land, wo das Paar seitdem größtenteils als Selbstversorger lebt.

„Die ersten Grundstücke, die wir uns angesehen haben, waren wunderschön, aber bergig. Wir reden hier von Buschfeuern: Die Frage ist nicht, ob der Berg brennen wird, sondern wann der Berg brennen wird. Deswegen haben wir uns nach flacherem Land umgesehen.“ Dennoch war es wichtig, das zu bauende Haus an das australische Klima anzupassen. Direkten Einfluss auf die Auswahl der Baumaterialien und die Bepflanzung hatten die Kilmore-Brände 2014, die insgesamt 23 000 Hektar Land zerstörten und bis an den Rand ihres damals noch unbauten Grundstücks kamen. Die Hausverkleidung sieht zwar aus wie Holz, besteht aber aus Beton und Holzfaser, weshalb sie in einem Buschfeuer nicht brennt. Die Bäume unmittelbar am Haus sind feuerresistent, die leicht entzündlichen sind am Rande des Grundstücks platziert, ein Kiesweg bildet eine Brandschneise. In den ersten Jahren nach ihrem Umzug haben sie einen Stausee von drei Megalitern, das sind drei Millionen Liter, angelegt, aus dem Helikopter im Falle eines Feuers Wasser holen können, um es möglichst schnell zu löschen. Seit sie eingezogen sind, gab es dort noch keine schlimmen Buschbrände, da sie sich zwischen zwei Brandyklen befinden, was mehr Regen und nasse Winter bedeutet.

Dem kinderlosen Paar war es wichtig, australische und europäische Architektur zu vereinen. So fügt sich ihr Haus in die australisch-europäische Umgebung mit vielen Laubbäumen ein und spiegelt ebenfalls Sues deutsch-schottische Herkunft und die lettischen Wurzeln ihres Mannes, des pensionierten Zahntechnikern, wider.

„Das Einzige, das wir aus der Stadt bekommen, ist Elektrizität. Zum Heizen nutzen wir Solarplatten auf dem Dach. Wir haben kein Stadtwasser, wir sammeln unser eigenes“, berichtet Sue. In zwei Wassertanks werden jeweils 54 000 Liter Regenwasser gesammelt, das übrige Wasser fließt hinunter in den Stausee, dient als Löschwasser oder wird zur Bewässerung des Gartens genutzt.

Im Garten wachsen 18 Obstbäume und -büsche, unter anderem Apfel, Birne, Kirsche, Mandel, Orange, Zitronen und Grapefruit. Außerdem ernten sie dort Erdbeeren, Blaubeeren, Himbeeren, Stachelbeeren sowie schwarze und rote Johannisbeeren. Mit Brokkoli, Kartoffeln, Zwiebeln, Gurken, Paprika, Mais und Pak Choi ist der Gemüsebedarf gedeckt.

Zusätzlich zum Obst- und Gemüseanbau erfordert das unabhängige Leben Arbeit. Das Rasenmähen des riesigen Grundstücks dauert acht bis zwölf Stunden. Während der kälteren Monate hacken sie im Wald ihr Kaminholz, was einen ganzen Tag in Anspruch nimmt. Doch damit sparen sie mehrere Hundert Dollar, und es sei ein schönes Erlebnis, sagt das Paar.

So können sie sich auch vorstellen, in Zukunft Schafe oder Hühner zu halten, Platz wäre genug. Doch auch jetzt bekommen sie schon häufig Besuch von Tieren, die durch ihren Garten hoppelten: Hasen und Kaninchen, gelegentlich Hirsche und sogar Kängurus. Manchmal ist es ein halbes Dutzend, manchmal eine Horde von 80 bis 100 Kängurus, die vor dem Wohnzimmerfenster grasen.

Wenn sie ihre eigene 360-Grad-Landschaftsaussicht verlassen wollen, unternehmen die beiden gerne Tagesausflüge in die Berge, die nur 20 Minuten entfernt sind. Doch auch für die Fahrt zur Arbeit in Melbourne braucht die Deutschlehrerin nur 30 Minuten; eine Dauer, die auch viele Leute innerstädtisch auf sich nehmen. Sue berichtet davon, dass das Leben auf dem Land, aber dennoch so nah zur Stadt eine gute Balance zwischen Arbeits- und Privatleben schafft.

„Wir möchten so lange wie möglich hierbleiben“, sagt sie. Deswegen sei das Haus auch ebenerdig, und das Gemüse wächst in Hochbeeten, sodass sie sich im Alter nicht bücken müssten. Sue sagt: „Wir lieben es, hier zu sein. So viel frische Luft, so viel Platz, wir genießen es wirklich, hier zu leben. Es ist gut für die Seele.“

Mara Linde, Deutsche Schule zu Porto